

Meine Damen und Herren,

erwarten Sie bitte nicht, dass ich Ihnen die Wahrheit über Max Blaeulich sage, denn so gerne ich sie Ihnen zumuten würde, ich kenne sie nicht. Ich bin zwar in derselben Gegend aufgewachsen wie er, im Salzburger Stadtteil Aiglhof, den er 1989 mit seiner legendären „Rede über Aiglhof“ zu einem mythischen Ort der Literatur gemacht hat; wir haben auch dieselbe Volksschule in Mülln besucht, sodass wir uns einige Portalfiguren des Lebens teilen, den Oberlehrer Asen mit dem roten Gesicht des Apopleptikers und dem schnellen Griff nach den Ohren böser Buben, die Frau Bäckermeister Bacher, in deren Geschäft wir auf dem Weg zur Schule manchmal, wenn wir das Geld dazu hatten, ein Salzstangerl für die große Pause kauften, um 62 Groschen das Stück, und die später nicht dieses überhöhten Preises wegen von einem verzweifelten Schuldner ermordet wurde. Auch haben wir in den letzten dreißig Jahren manchen Tag und noch ein paar Nächte mehr damit zugebracht, über die Literatur, die zwischen Bukarest und Paris geschrieben wird, zu debattieren und uns über die wichtigen Dinge des Lebens ins Einvernehmen zu setzen: also vor allem und immer wieder über den Tod und ob wir ihm wirklich dauerhaft entrinnen können, wenn wir nur trotzig damit fortfahren, schlechte Witze über ihn zu machen und, je schlechter sie sind, umso ausgelassener über sie zu lachen.

Aber das alles, der jahrelange Umgang mit dem Autor, der heute ausgezeichnet wird, hat nur dazu geführt, dass mir aus den paar Gewissheiten, die ich über ihn zu haben glaubte, nach

und nach bloße Mutmaßungen geworden sind. Was Blaeulich da und dort selbst an Biographischem von sich kund getan hat, sind spielerische Versuche über die eigene Existenz, die zu seinem literarischen Werk gehören, oder luzide und sinistre Einfälle eines Kindes aus der Strubergasse, das sich noch heute zuweilen darüber zu wundern scheint, dass es ein prächtiges Antiquariat aufgebaut hat, Objekte in Museen ausstellt, Bücher vergessener Autoren herausgibt und selber Romane, Erzählungen, Dramolette schreibt, die auch veröffentlicht, gelesen und von der literarischen Kritik wahrgenommen und diskutiert werden. Zuverlässig kann man sich bei Blaeulich nicht einmal darauf verlassen, dass die Fährten, die er auslegt, immer falsch sind, denn es gehört zu seinen vielen Talenten, dass er mit nichts als lauter Fakten herrlich schwindeln und mittels völlig unglaubwürdiger Fiktionen die reine Wahrheit sagen kann.

Als ich, um mich für diese Laudatio vorzubereiten, seine Bücher aus dem Regal genommen und in ihnen neuerlich zu lesen begonnen habe, bin ich erschrocken. Obwohl ich seine Schriften ja kenne, auch die wunderbaren und wunderlichen Sonderdrucke, mit denen er unter manchem Pseudonym allerlei haarsträubende Biografien erfunden und sie zum Zwecke nachhaltiger Verwirrung mit den Biografien realer Persönlichkeiten verwoben hat, habe ich es doch schuldhaft übersehen, wie umfangreich und reichhaltig dieses literarische Werk inzwischen geworden ist; wie ausdauernd Blaeulich also, einige Jahre nahezu unter Ausschluss der Öffentlichkeit, nach seinen ersten, von der

Freude am surrealen Einfall und am dadaistischen Sprachspiel geprägten Büchern weiter geschrieben und schreibend neues literarisches Gelände erkundet hat.

Es ist hier nicht die Zeit, auch nur einen kursorischen Überblick über das zu geben, was Blaeulich in den letzten zwanzig Jahren alles gefunden und erfunden, herausgegeben und veröffentlicht hat. Dass er einer der großen Entdecker verschollener, verfemter, totgeschwiegener Autoren aus Österreich und Südosteuropa ist, sei nur erwähnt; ebenso, dass aus der Zusammenarbeit mit bildenden Künstlern wie Johannes Steidl, Dieter Huber oder Christian Thanhäuser manches schöne Buch der künstlerischen Grenzüberschreitung entstanden ist. Auch den von ihm und seinem Weggefährten Ludwig Hartinger betreuten Verlag Tartin, der seit Jahren mit literarischen Fundstücken überrascht, kann ich jetzt nicht gebührend würdigen. Schauen wir heute lieber auf Blaeulichts literarisches Werk, wie es zuerst im Wieser-Verlag erschienen ist und nun vom Residenz-Verlag betreut wird.

Für einen guten Roman, eine schöne Erzählung, eine irritierende Novelle ist mancherlei vonnöten, der Sinn für die literarische Komposition etwa, auch ein Stoff, der es lohnt, wäre nicht schlecht, muss aber nicht unbedingt vorhanden sein. Der erste und wichtigste Baustein jeder Literatur aber ist der Satz. Der muss tragen und schwingen zugleich, und wenn der Satz nichts taugt, dann ist alles literarische Bemühen vergebens. Es gibt Schriftsteller, die gar nicht so erfolglos sind und die

doch ihren literarischen Lebtage lang keinen Satz, sondern nur Sätze zusammen bekommen haben. Die große Erzählung „Der umgekippte Sessel“ von 1993, Blaeulichs zweites Buch, beginnt so: „Allmählich vermorscht jede Erinnerung, wird stockfleckig, lappig und fault.“ Ein einfacher Satz, aber welcher! In seiner Kürze ist er musikalisch geformt, und seine Bildlichkeit nimmt ganz am Beginn der Erzählung vorweg, dass diese auf mehreren Ebenen spielen wird. Blaeulich wendet das sprachliche Bild vom Vermorschen ins Konkrete und darum wird der Vorgang, von dem die Rede ist, nämlich das Altern unserer Erinnerungen, dem doch im realen Leben nichts Sichtbares eignet, mittels Sprache sinnlich erfahrbar.

Ich habe mich manches Mal gefragt, was es mit der Begabung Blaeulichs auf sich hat, in einem einzigen Satz verschiedene Sprachsphären, unterschiedlichen Formen der Weltwahrnehmung zu vereinen. Vermutlich hat damit zu tun, dass in diesem Autor ein bildender Künstler steckt, der die Dinge mit den Augen des Malers sieht, und ein Erforscher des akustischen Alltags, der ein feingestimmtes Sensorium für Sprechweisen, für Jargon und Dialekte hat. So schafft er sich in jedem seiner Bücher eine neue Kunstsprache, die bürokratische Floskeln, theologische Spitzfindigkeiten, expressives Pathos, pseudowissenschaftliches Gerede, Salzburger Vorstadtjargon, poetische Beschreibungen aufgreift und hochironisch verformt. Aber er bleibt nicht bei der einmal gefundenen Kunstsprache, wie es etwas Wolf Haas zum Vergnügen seiner Leserschaft in seinen Brenner-Romanen tut,

sondern verändert sie, je nachdem, worüber er schreibt und was er mit ihr bewirken will. In den „Bukarester Geschichten“ von 1993 dient die erfindungsreiche Sprache, die selbst abstrakte Begriffe geradezu mit fleischlicher Präsenz auszustatten weiß, vornehmlich dem Zweck, die Leser und Leserinnen das Mitleid zu lehren, die seelische Verhärtung mit schmerzhaft genau gefassten Beobachtungen zu durchstoßen, damit wir für das Leiden anderer wieder empfänglich werden. Im Roman „Die Knopffabrik“ wiederum, einem Salzburger Heimatroman, der von zwei hierarchische Unternehmungen, einer Fabrik in Maxglan und der Sekte „Das Lichtwerk“ erzählt, geht es Blaeulich mit sarkastischem Witz an, Mitleid will er in diesem Buch nicht wecken, in dem die Religion als ökonomisches Projekt, die Arbeit in der Fabrik hingegen als pseudosakrale Tätigkeit gedeutet und entlarvt wird.

In den letzten Jahren hat Blaeulich mit seiner afrikanischen Trilogie ein grandioses Sprachkunstwerk vorgelegt, das in seiner Gesellschaftskritik radikal und von der ersten bis zur letzten von insgesamt fast tausend Seiten so welthaltig ist, dass man von der Fülle an historischen Begebenheiten und aktuellen Hinweisen, auf die man hier stößt, gestoßen wird, schier überwältigt ist. Was für Blaeulichts Bücher immer schon gegolten hat, gilt auf schauerliche Weise auch für diese drei Romane: Die schrecklichsten Erfindungen sind verbürgt, die wüstesten Phantastereien hat der Autor in der Realität recherchiert oder aus historischen Quellen zitiert. Die drei

Afrika-Romane führen nicht nur auf den sogenannten schwarzen Kontinent, sondern ins Herz der Finsternis, das in Europa schlägt. Blaeulich, in dem ja immer schon auch ein akribischer Forscher, ein leidenschaftlicher Spurensucher steckte, hat in dieser Trilogie ein enormes Quellenmaterial auf- und vor allem eingearbeitet, um sich über die Geschichte des österreichischen Rassenwahns und des europäischen Kolonialismus kundig zu machen. Was in den furiosen, wie atemlos erzählten Romanen im Einzelnen aus den Quellen übernommen, was bereits Deutung und was literarische Spekulation darin ist, das wird der Stoff für manche literaturwissenschaftliche Abhandlung sein. Nie hat der Erzähler Blaeulich seine wilde Phantasie, seine Assoziationskraft so diszipliniert eingesetzt, um die Sache selbst, um die es geht, in einer einzigartigen rauschhaften Suada zum Sprechen zu bringen.

Liebe Elisabeth Weinek, Du tapfere Dichtersgattin! Der Max ist ein unverwechselbarer Autor, ein origineller Sprachkünstler, und es ist schön, dass die Leute das langsam auch merken. Lieber Max, der Aiglhof ist stolz auf Dich; der Herr Oberlehrer reißt im Fegefeuer die nächsten 120 Jahre heftig nur an seinen eigenen Ohren, und die geizige Bäckerin stiftet Dir ein Gratisweckerl täglich. Und ich, ich freue mich und gratuliere.

Karl-Markus Gauß